

Su Tong  
DIE TRÄNENFRAU

Der Mythos von der treuen Meng

Aus dem Chinesischen  
von Marc Hermann



Berlin Verlag

## VORWORT

Ich freue mich, dass *Die Tränenfrau* nun Bekanntschaft mit Lesern aus aller Welt schließen kann.

Die Geschichte der treuen Meng (eigentlich: Mengjiangnü), die mit ihren Tränen die Große Mauer zum Einsturz bringt, erzählt man sich in China seit rund 2000 Jahren. Es ist ein Mythos, der vom Volk fürs Volk weitererzählt wurde – nun erfreulicherweise auch über die Landesgrenzen hinaus.

In gewissem Sinne ist der Mythos eine Wirklichkeit, die in den Lüften kreist, aber vielleicht behält selbst eine derart schwebende Wirklichkeit noch ihre Schwere. Dennoch bedeutet eine solche vorübergehende Loslösung von der normalen Wirklichkeit eine Befreiung, die beglückend ist und die wir alle brauchen.

Die prächtigste und zügelloseste Phantasie findet sich oft im Volk. Meine Arbeit an diesem Buch war wesentlich von der Absicht bestimmt, ein volkstümliches Gefühlsleben wieder heraufzubeschwören, wie es sich meiner Meinung nach in einer volkstümlichen Philosophie niedergeschlagen hat. Der Schreibprozess bedeutete für mich auch eine Erkundung dieser Philosophie.

Die gesamte Welt der Imagination ist beim Menschen Ausdruck und Ausgestaltung seiner jeweiligen Gefühle. Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit, darüber lehrt uns – innerhalb wie außerhalb unseres gewöhnlichen Lebens – der Mythos seine ganz eigene Denkweise: Indem wir in ihm mit

unbändigem Drang die Grenzen unseres Lebens überwinden, gewinnt unsere Existenz eine außerordentliche Freiheit.

Den Schöpfern der Mythen erschien die Welt in klaren, anheimelnden Konturen; für Geburt und Tod, Kommen und Gehen der Menschen gab es einfache, elementare Erklärungen, und so ließ sich auch für jedes bittere, drückende reale Problem leicht eine Lösung finden.

Die Geschichte der treuen Meng, einer Frau, die mit ihren Tränen die Große Mauer zum Einsturz bringt, ist weniger eine traurige als vielmehr eine optimistische Geschichte. Und sie erzählt weniger von einer Frau, die mit ihren Tränen ihre endlos lange Odyssee auf der Suche nach ihrem Mann beendet, als vielmehr von einer Frau, die sich mit ihren Tränen aus einer ungeheuren Bedrängnis befreit.

Eine solche Geschichte, die jeder kennt, neu zu erzählen, stellt einen Autor unausweichlich vor ein großes Problem. Ein jeder trägt in seinem Herzen eine eigene Meng. Die Meng, wie ich sie verstehe, ist vor allem eine Frau – eine Frau, die reinen Herzens ist und die in mir lang vergessene Gefühle weckt; und in ihrem Schicksal, so wie ich es verstehe, drückt sich im Grunde das Leiden, ja, das Wesen der Existenz überhaupt aus. Ihre Geschichte ist vielleicht nicht einfach nur die Legende einer Frau aus armen Verhältnissen, sondern die Legende einer ganzen Gesellschaftsschicht.

Ich war an der Großen Mauer und auch in dem Tempel, welcher der treuen Meng geweiht ist, doch sie selbst habe ich nicht gesehen. Aber wer hat das schon? Im Roman habe ich versucht, ihr ein Band zu geben, das die 2000 Jahre in Zeit und Raum überspannt und an dem sie mich mit sich führt – denn genau wie sie wollte auch ich zur Großen Mauer gehen!

## DER NORDBERG

Wie es auf dem Nordberg ausgesehen hatte zu jener Zeit, als Fürst Xintao dort das Leben eines Einsiedlers führte, daran war die Erinnerung schon verblasst. Seine Strohütte war längst niedergebrannt; nur ein paar verkohlte Stümpfe, die aus einem verwilderten Gemüsebeet aufragten, hatte das Feuer übrig gelassen. Anfangs stahl sich noch manch einer heimlich den Berg hinauf, um vor jenen Stümpfen ehrfurchtig niederzuknien; im Laufe der Zeit aber verschwanden alle Pfähle, die noch brauchbar waren – sie wurden den Hang hinuntergeschleppt, sei es, um zu Brennholz gespalten, sei es, um zum Hausbau verwendet zu werden.

Mochte das fürstliche Grab auch leer sein, im Wandel der Jahreszeiten entfaltete es seinen ganz eigenen Liebreiz. Im Winter bildete sich unten in der Totengrube eine dünne glitzernde Schicht aus Eis. Von der Berghöhe aus betrachtet wirkte die Eisfläche wie ein riesiger weißer Spiegel, den jemand auf den Abhang hatte fallen lassen; die Wolken und die Vögel spiegelten sich darin. Wenn der Frühling kam, blühten nicht nur ringsum die Blumen, sondern auch in der Grube selbst wiegten sich wie auf einer kleinen Wiese zartroter Wasserpfeffer und wilde weiße Lilien im Wind, und dazwischen gaukelten Schmetterlinge umher. Im Sommer und Herbst aber, wenn reichlich Regen fiel, verbarg sich das Grab vor der Welt. Dann nämlich strömte der Regen den Hang hinunter in die leere Grube und verwandelte mit einer rätsel-

haften Inbrunst die fürstliche Ruhestätte in einen Teich. Auf seinem Wasser zogen nicht selten einzelgängerische Gänse ihre einsamen Kreise und schütteten der Seele des Toten ihr Gänseherz aus. Und die Schafhirten, die von nah und fern auf den Hang kamen, um ihre Herden dort zu weiden, trieben ihre Schafe zum Trinken an den Teich. Sie selbst aber wagten von seinem Wasser nicht zu kosten, egal wie durstig sie auch sein mochten.

Welches Quellwasser man trinken, welche wilden Früchte man essen konnte, das entschieden in der Gegend rund um den Nordberg die Hexen von Reisigdorf. Die Einheimischen bezogen all ihr Wissen von den weisen Frauen. *Sie* hatten gesagt, dass man das Wasser im Teich nicht trinken durfte, und niemand hätte gewagt, ihnen zuwiderzuhandeln. Wer wäre denn auch so kühn gewesen, aus einer Tränenquelle zu trinken! Die Hexen von Reisigdorf waren einmal mit ihren Orakelknochen – Schildkrötenpanzern und einem schüsselartig geformten Ochschädel – auf den Berg gestiegen und hatten den Geschmack des Wassers, der halb bitter und halb süß war, geprüft. Da waren sie zu der festen Überzeugung gelangt, dass dies ein Tränenquell war – die Süße kam allein vom Regenwasser an der Oberfläche, aber der Grund des Teichs bewahrte jene Tränen, die viele Jahre zuvor dreihundert Trauernde um einen Toten vergossen hatten.

Seitdem wagten die Menschen am Fuße des Nordbergs nicht mehr zu weinen.

Die Nachfahren der Trauernden lebten inzwischen verstreut in Pfirsichdorf, Reisigdorf und Mühlendorf. Sie alle, selbst die Kinder, wussten um ihre eigentümlichen Blutsbande. Die Überlebenden von einst waren mittlerweile alle

alt und ergraut. Seit damals hatten sie all die Jahre damit zugebracht, die Erinnerung an die Katastrophe wachzuhalten. Zur Belehrung ihrer Nachkommen pflegten sie auf den Nordberg zu zeigen: Kind, anderer Leute Ahnen ruhen alle unter der Erde, nur die Geister unserer Ahnen schweifen noch immer auf dem Berg umher. Warum sonst flattern die weißen Schmetterlinge um den Gipfel? Und warum huschen die Goldlaufkäfer auf den Pfaden am Hang so rastlos hin und her? All das sind die friedlosen Seelen der Ahnen, die dort oben noch immer ihre Ruhestätte suchen! Kind, anderer Leute Ahnen sind an Hunger oder an einer Krankheit gestorben, an Altersschwäche oder im Krieg. *Unsere* Ahnen sind am Unrecht gestorben. Rat mal, Kind, rat mal, warum sie sterben mussten! Darauf kommst du nie. Ihre *Augen* haben sie ins Grab gebracht, sie sind an ihren eigenen Tränen gestorben!

Jene Jahrzehnte zuvor begangene Totenfeier wurde nachts in den Träumen zahlloser Kinder wieder lebendig. Die Erinnerungen der Alten waren ebenso weitschweifig wie trostlos – wie eine dicke schwarze Seidendecke, die man geduldig Zoll um Zoll ausbreitet. An der traurigsten Stelle schnitten die Kinder die Decke entzwei – und unzählige Blüten, wie sie nur Alpträume gebären, entfalteten sich zu ihrer vollen Pracht. Das Leichenbegängnis von Fürst Xintao hatte damals, so erzählten die Alten, den Kaiser derart alarmiert, dass er Tausende von Häschern und Soldaten aus der Präfektur hergeschickt hatte. Auf halber Höhe postierten sie sich am Hang und überwachten die Trauergemeinde, die von weiter oben herunterkam. Manche ließen sie anstandslos passieren, andere hielten sie fest und unterzogen ihre Wan-

gen und Augen einer unnachsichtigen Untersuchung. Dreihundert Landleute, deren Tränen noch nicht getrocknet waren, nahmen sie schließlich auf dem Hang in Gewahrsam. Nach Geschlecht teilten sie die Gefangenen in zwei große Gruppen. Die Männer mussten sich am oberen Hang aufstellen, die Frauen trieben sie in einen kleineren Kreis am unteren Hang. Auf dem Weg dazwischen eilten die Soldaten geschäftig hin und her.

Anfangs war keinem der Gefangenen klar, dass sie mit ihren Tränen ihren eigenen Untergang heraufbeschworen hatten. Die meisten von ihnen waren Erwachsene; ihre überraschende Festnahme irritierte sie zwar, aber es standen so viele von ihnen auf dem Hang, darunter auch einige hochrespektable Persönlichkeiten, dass sich ihre Befürchtungen rasch wieder zerstreuten. Wer kannte nicht die Kniffe, die die Beamten bei ihren Nachforschungen auf dem Land anwandten! Bei einem Hühnerdieb beschnüffelten sie die Hände auf den Geruch von Hühnerkot hin, bei einem Rinderdieb den Körper auf den Geruch von Kuhfladen; einen Mörder suchten sie nach Blutspuren ab, und Unzucht treibende Paare mussten sich vor ihnen restlos entblättern, damit sie ihre Scham in Augenschein nehmen konnten. Die Gefangenen ahnten nicht, welchen Vergehens sie ihre Augen und Wangen überführt haben könnten, und deshalb blieben sie anfangs überaus gelassen. Manche Ehepaare besprachen miteinander über den Weg hinweg ihre Familienangelegenheiten, andere sorgten sich um ihre Schweine daheim und trieben ihre Kinder an, rasch zum Fluss hinunterzulaufen und Gras für die Tiere zu schneiden. Manche hielten den Soldaten auch bereitwillig ihre Hände hin, zum Zeichen und als Beweis, dass

sie nichts verbochen hätten. Eine Frau beteuerte gar in aller Öffentlichkeit inbrünstig ihre Keuschheit und zog damit den vernichtenden Hohn der anderen Frauen auf sich. Aber die Soldaten lächelten nur wissend und richteten die kalten, strengen Blicke unverwandt auf die Gesichter der Gefangenen.

Später erscholl ein Befehl – Die Frauen dürfen nicht mehr so ein Geschrei veranstalten und die Männer nicht mehr miteinander tuscheln! –, und in der erstickenden Stille, die sich nun über die Menge legte, traf ein Seil ein, wie man noch keines gesehen hatte. Zusammengerollt sah es aus wie ein Mühlstein. Nur war es noch größer. Mehrere Soldaten schoben es mit einem Arbeitslied auf den Lippen den Hang hinauf. Dann rollten sie es wie einen Mühlstein hinunter bis vor die Füße der Dörfler. Erst da dämmerte den Gefangenen, was die Soldaten mit ihnen vorhatten. Manch einer, der fühlte, dass Gefahr im Verzug war und er hier nichts verloren hatte, versuchte nun aus dem Menschenkreis auszubrechen. Aber dazu war es schon zu spät. Die Soldaten richteten ihre quastengeschmückten Lanzen auf jeden, der sich ihren Befehlen widersetzte. Einigen stämmigen jungen Burschen legten sie hölzerne Halskragen an, für die große Mehrheit aber genügte ihnen das wundersam lange Seil. Mit einigen wenigen mühelosen Handgriffen – wickeln, zurren, knoten – banden sie die Trauernden Hand um Hand am Seil fest, so dass diese sich bald sehr ordentlich, wie die Blätter am Zweig eines Maulbeerbaums, zu beiden Seiten des Seils aneinanderreiheten. Dann packte ein Soldat unten das Seilende und zog ohne jede Mühe die ganze lange Menschenkette den Berg hinunter bis zu den Gefangenenwagen. Erst beim Anblick



dieser Wagen, so erzählten später die Alten, hatte die Trauergemeinde es schlagartig begriffen: Ihre Teilnahme an der Totenfeier von Fürst Xintao und ihre Tränen hatten sie in ein tödliches Verderben gestürzt. In panischem Entsetzen starrten viele jenen nach, die noch einmal mit heiler Haut davongekommen waren und nun fluchtartig nach allen Seiten davonstoben. Sie schrien den Flüchtigen hinterher: *Der* da hat auch am Grab geweint, *die* da auch! Warum schnappt ihr euch *die* nicht? Hunderte haben geweint wie wir!

Der Kaiser duldet nicht, dass man um Fürst Xintao Tränen vergoss – das war ein stillschweigender Befehl. Die hohen Herren von Rang und Stand wussten natürlich darum, aber auch die niedrigsten Knechte und Diener, sofern sie die politische Lage verfolgten. Die Leute am Nordberg aber hatten davon nichts geahnt. Das ganze Jahr über hatten sie nichts als ihre Felder und Maulbeerbäume im Kopf. Die Schwarzwolken-Präfektur war von der Hauptstadt im Norden unendlich weit entfernt. Hier lebte man hinter dem Mond. Und so erfuhren die Dorfleute erst danach, dass Fürst Xintao vom Kaiser zu ihnen in die Verbannung geschickt worden war und dass jenes auf seinen Rücken eintätowierte goldene Zeichen sein Todesurteil bedeutete. Der Kaiser hatte ihm die Gnade gewährt, sich selbst zu entleiben, und zwar am sogenannten Tag der Großen Kälte in der zweiten Januarhälfte. Aber der Fürst schob seinen Tod hinaus. Erst am Tag des Hellen Lichts, am Totenfest Anfang April also, erhängte er sich mit einer feinen weißen Seidenschnur am Dachbalken seiner Hütte.

Die Leute am Fuße des Nordbergs waren in ihrem Denken ebenso einfach wie entschieden. Von dem Toten wussten

sie nur, dass er ein Onkel des Kaisers gewesen war, und aus ihrem natürlichen Respekt vor edler Abstammung heraus brachten sie dem Einsiedler tiefe Verehrung entgegen. Von dem Hass, der hinter den Mauern des kaiserlichen Palastes unter den Edelleuten brodelte, hatten sie – mochte dieser Hass auch noch so zerstörerisch sein – nie gehört.

Bevor der Fürst sich das Leben genommen hatte, war der Klang seiner Flöte von seiner Hütte auf dem Berg herab bis zu den Dorfbewohnern gedrungen, und die Schafhirten waren diesem Klang oft auf den Berg gefolgt, wo sie die einsame Gestalt des Fürsten ruhelos wie eine treibende Wolke in und vor der Hütte umherziehen sahen. Einigen von ihnen hatte der Einsiedler einmal den Zeitpunkt seines Todes angekündigt: Sobald die wilden Lilien rings um seine Hütte blühen würden, werde er gehen. Den Hirten war das zu hoch gewesen. Sie hatten gefragt: Und *wohin* werdet Ihr gehen?

Nach dem Leichenbegängnis blickten viele mit einem tiefen Seufzer der Reue zum Berg hinauf. Hätten sie doch nur den Fürsten damals, als er im Fluss gebadet hatte, gefragt, warum er auf seinem Rücken jenes Zeichen trug! Stattdessen hatten sie immer nur nach seiner Scham gespäht. Viele hatten ihn im Sommer nackt gesehen, und die übersteigerte Weiße und Zartheit seiner Haut verlieh dem hochwohlgeborenen Körper in ihren Augen eine Aura des Geheimnisvollen. Noch mysteriöser freilich war die runde goldene Tätowierung auf seinem Rücken. Dort in der Mitte, das musste ein Schriftzeichen sein. Ein solches Zeichen war imstande, mit wenigen Strichen tiefen Hass auszudrücken; es vermochte eine freudige Botschaft und eine Todesnachricht mit demselben Gleichmut zu verkünden. Aber sie konnten keine Zeichen

lesen. Dicht ans Ufer gedrängt, erörterten sie das fürstliche Fortpflanzungsorgan, das zierlich wie bei einem Knaben geformt war. Der Schafhirte, der sich hinter einem Felsen versteckt hatte, erklärte den anderen, die adligen Herrschaften seien anders als die gewöhnlichen Menschen. Sogar ihr Ding sei besonders fein und zart. Der Holzfäller, der im Gebüsch daneben hockte, äußerte dagegen Zweifel, ob ein derart zerbrechliches Geschlechtsorgan auch den Fortbestand der eigenen Sippe sichern könne.

Bald aber war ihrer aller Aufmerksamkeit anderweitig in Anspruch genommen: Kaum war der Fürst fortgegangen, sprang die ganze Meute ins Wasser und tauchte voller Hingabe nach den vielen großen messerförmigen Münzen, die dort verstreut lagen. Der edle Einsiedler hatte all sein Vermögen auf dem Grund des Flusses verteilt. Die Zuspätgekommenen führte er zu sich in die Strohütte, wo er ihnen ein letztes Mal seine Gunst bezeugte – mit einem Schaf, einem Stück Leinen, einer Schüssel Reis. Selbst die Bambustäfelchen auf dem Schreibtisch des Fürsten wanderten in die Hände einiger Dörfler, die die Zeichen darauf abwuschen und die Täfelchen zerbrachen, um sie als Esstäbchen zu benutzen. Die Erinnerung der Alten bewahrte selbst die belanglosesten Details sehr präzise. Die dreihundert Trauernenden, so sagten sie, waren zwar alle an ihrer Dankbarkeit gestorben, aber manchen war der Münzschatz auf dem Grund des Flusses zum Verhängnis geworden, anderen ein einziges Schaf, während wieder andere gänzlich unverdient den Tod fanden – nur um eines Paars Esstäbchen willen.

Der alte Su De, einer der Überlebenden aus Pfirsichdorf, war in seiner Jugend ein Schäfer gewesen. Der Fürst hatte

ihn einmal aus seiner tönernen Wassertonne eine Kelle Wasser trinken lassen. Dem Tod war er später, wie er freimütig eingestand, nur um Haaresbreite entronnen. Am Tag der Trauerfeier, als auf dem Berg die weißen Trauerbanner im Wind flatterten und die Totentrommeln erschollen, war auch ihm, so erzählte er, angesichts des Todes eines solch guterzogenen großen Mannes zum Weinen zumute. Gerade wollte er in Tränen ausbrechen, da stieß ihn etwas gegen den Ellbogen. Er drehte sich um – hinter ihm stand sein Vetter, in den Armen ein Ferkel, das ihn mit seinem Rüssel gestupst hatte. Sein Vetter stimmte ein herzerreißendes Schluchzen und Wehklagen an – aber das genügte ihm nicht, er schlug noch das Ferkel, damit es auch mit ein paar Schluchzern sein Beileid bekundete. Bei dem Versuch, sich von seinem Herrn loszu trampeln, hatte das Tier den Hirten am Arm getroffen. Und nicht dem Himmel oder der Erde, sondern eben diesem Ferkel dort in den Armen seines Vetters, so Su De weiter, verdankte er sein Überleben. Er erkannte es wieder – Fürst Xintao hatte es seinem Vetter geschenkt. Und plötzlich empfand er den hohen Herrn als ungerecht. Schließlich hatte sein Vetter daheim schon drei Schweine, er selbst jedoch kein einziges, nur Schafe – warum hatte der Fürst da ausgerechnet seinem Vetter und nicht ihm das Ferkel geschenkt?! Vor Ärger versiegten prompt seine Tränen. – Das kleine Ferkel, so pflegte er später zu sagen, hat nicht meinen Ellbogen weggestoßen, sondern meine Tränen – und mir damit das Leben gerettet!

Das Überlebensgeheimnis von Su De und seinesgleichen war ihre Kleinherzigkeit. Wie die gesamte Trauergemeinde wurde auch Su De von den Soldaten, die plötzlich wie ein

Bienenschwarm über sie herfielen, den Berghang hinuntergetrieben. Während viele Soldaten noch Hacken und Hauen schwenkend die Dörfler hinunterjagten, stürmten andere schon schnurstracks zum Sarg des Fürsten und schlugen mit ihren Hacken darauf ein. Die Dorfbewohner erlebten vor Schreck und riefen den Leichenschändern im Hinunterlaufen drohend zu: Wisst ihr nicht, wer das ist? Das ist der Onkel des Kaisers! Ihr seid ja tolldreist! Getraut euch doch tatsächlich, den Sarg von Fürst Xintao zu zertrümmern! Passt auf, dass euch der Kaiser nicht bei lebendigem Leib häutet und zerstückelt und eure ganze Sippe restlos auslöscht!

Da zeigten die Soldaten auf einen Mandarin in gelber Robe, der tatenlos alles mit ansah. – Seht ihr den hohen Herrn Che da? Nicht *wir* wollen den Sarg zertrümmern, der Herr Che aus dem kaiserlichen Palast der Langlebigkeit hat es uns befohlen! – Ein Hauptmann des hiesigen Kreises in Rüstung und Helm, der hochmütig abseits stand, warf mit einem höhnischen Grinsen ein: Aber selbst der hohe Herr Che würde so etwas nicht eigenmächtig wagen. Er handelt auf Befehl des Kaisers höchstselbst – der Kaiser lässt seinen eigenen Onkel zerhacken!

Mit vor Schreck klopfenden Herzen hasteten die Dorfbewohner den Hang hinunter. Ihre Gefühle der Trauer dem Toten gegenüber waren schlagartig verflogen wie ein Schwarm aufgescheuchter Vögel, ihre Dankbarkeit für all seine Wohltaten vorzeitig abgegolten. Manche stahlen sich zum Fluss hinunter, um zu sehen, was dort unten vorging. Andere nutzten die Gelegenheit, um ihre Schafe auf das Gemüsebeet des Fürsten zu treiben, damit sie dort an der Rübensaat knabbern konnten. Su De dagegen folgte dem Menschen-

strom bergab. Dort stieß er auf die Truppen des Kaisers, die sich wie ein kahler, winterlicher Wald auf dem Hang aufgepflanzt hatten und den Menschenstrom zum Stillstand brachten. Er sah, wie die Soldaten jedes einzelne Gesicht überprüften, aber er durchschaute in diesem Moment nicht, wen sie fangen wollten: jene, die geweint hatten, oder eben die anderen. Doch da kam ihm die neidvolle Entrüstung, die noch in ihm schwelte, zu Hilfe. – Ich habe nichts von ihm bekommen, sagte er mürrisch zu dem Soldaten vor ihm, bis auf eine Kelle Wasser! – Der Soldat warf ihm einen raschen Blick zu und stieß ihn dann beiseite. – Wenn du nicht um ihn geweint hast, was treibst du dich dann noch hier rum! Du hast hier nichts zu suchen, also verschwinde zum Fluss. Aber halt dich von der Straße fern, sonst schnappen sie dich, und dann kann ich dir auch nicht mehr helfen.

Wie von Sinnen rannte Su De zum Fluss. Dort stieß er auf das Ferkel seines Veters, das am Ufer Pflanzen fraß – vom Vetter selbst keine Spur. Er spähte zur Straße hinüber: Lauter Gefangenewagen auf eisernen Rädern warteten schon dort mit ihren großen hölzernen Käfigen. Die Wagen waren nagelneu und wirkten Ehrfurcht einflößend und protzig. Die ersten, die in die Käfige geworfen wurden, saßen darin noch recht bequem. Nur leider nahm der Zug der Trauernden, die vom Berg herabgetrieben wurden, kein Ende. Bald waren die Käfige – *alle* Käfige auf den sieben oder acht Wagen – vollgestopft mit Menschen. Sie waren darin so eng aneinandergepfercht wie Schlachtvieh, und auch ihre Schreie, schrill vor ohnmächtiger Verzweiflung, erinnerten an das Kreischen und Quieken von Vieh unterm Schlachtmesser. Die Wagen hatten sich kaum ein paar Meter bewegt, da brachen die

Achsen. Als die Soldaten daraufhin die Käfige öffneten, ergossen sich daraus menschliche Körper wie ein Schwall Wasser. Er wusste, so Su De, auf den ersten Blick, dass diese Menschen tot waren. Gegenüber der Dorfjugend pflegte er zu betonen: Hört nicht auf das Geschwätz der Leute von außerhalb. Von jenen Dreihundert wurden viele zu Tode gequetscht – nicht geköpft oder lebendig begraben, sondern gleich auf der Straße unten am Berg zu Tode gequetscht.